

NINA GEORGE

Die geheime
Sehnsucht der Bücher

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de



Originalausgabe Mai 2025

© 2025 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG
Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Die Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behält sich die Autorin explizit vor.

Redaktion: Catherine Beck

Das Zitat von Mascha Kaléko stammt aus: Mascha Kaléko. *In meinen
Träumen läutet es Sturm* © Deutscher Taschenbuch Verlag, 1977.

Das Zitat von Bertolt Brecht stammt aus:

Bertolt Brecht: *Svendborger Gedichte*. V. Deutsche Satiren, 1939.

Covergestaltung: buxdesign | München

Coverabbildung: Illustration von Ruth Botzenhardt

Satz und Layout: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-44620-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

2 4 5 3 1

Für meinen Mann J.
Du bringst mich immer wieder dazu,
das zu schreiben, was ich will,
und nicht zurückzusehen vor meinen
wilden Büchermädchengedanken.
Ich liebe Dich. Ohne Dich wäre ich
nicht ich, oder zumindest ziemlich
zerzaust und unfroh.

Wo endet das Buch, wo beginnt das Leben?
Oder ist es ganz anders, und wir bewahren dich
in uns auf, damit du weitergehen kannst?

Kapitel 1

Françoise

Das Allerwichtigste war, dass einem keiner draufkam, dass die eigene Mutter verrückt war. Nicht die Nachbarn, vor allem nicht die Dubois von gegenüber, die sich über den Geruch von Apfeltabak beschwerte, der angeblich durch ihren Briefschlitz reinzog und ihren Zwergpinscher Pippin ganz rammdösig machen würde. Seither klebte Françoise jeden Abend die Türritzen mit Kreppband ab. Auch nicht die Lehrerinnen der *École Élémentaire*, weswegen Françoise penibel darauf achtete, jeden Morgen ordentliche Sachen anzuziehen, ihre dünnen braunen Haare mit einer blütenweißen Schleife hochzubinden und keinerlei Anlass für unerwünschte Aufmerksamkeit zu geben. Also zum Beispiel im Unterricht einzuschlafen, nur weil sie die Nacht auf dem Küchenboden neben ihrer Mutter verbrachte, die weinte und weinte und ständig aus dem Fenster steigen wollte, um die Abkürzung vier Stockwerke runter zu nehmen. Auch nicht die Concierge, die zwar auf einem Auge blind war, aber dafür auf allen Ohren hellhörig und neulich fragte, warum Françoises Mutter dreiundzwanzigmal dasselbe Lied hörte. Dreiundzwanzigmal *Non, je ne regrette rien* von der Piaf.

»Sie studiert die Bedeutungsverschiebung in der Musiktheorie von wahrer Liebe zur peripheren Schwärmerei«, hatte Françoise todernst erwidert. »Für ihre nächste Filmkomposition. Eine ganz neue Serie. Bei Netflix. Aber das ist noch geheim.«

Die Concierge hatte das Wort »peripher« hinter ihrer engen Stirn hin und her gewendet und Françoise die Schwinderei abgekauft. Ja, sie war sogar begeistert gewesen, jetzt mehr zu wissen als alle anderen im Hause. Françoise log nicht gern – um genau zu sein, verabscheute sie es zutiefst. Aber sie war darin außerordentlich gut geworden. Lügen war einfach, wenn sie hier und da wichtigtuerische Fremdwörter einbaute. Einer gekämmten Fastzwölfjährigen, die schwierige Wörter benutzte, glaubte jeder. Françoise konnte das Larousse-Wörterbuch und das Synonymlexikon auswendig.

Anderes Wort für Fremdwort: Xenismus, Lehnwort.

Anderes Wort für Lügen: Wachträumen.

Wort im Alphabet vor Lügen: Luftzug.

Wachträumen. Das gefiel Françoise. Wenn sie sich einredete, dass sie in einen Luftzug gehüllt, der nach Meerwasser, Rosmarin und Seide duftete, nur wachträumte, dann ging's.

Dann konnte sie ihre Mutter zur Filmkomponistin machen. Diplomattendolmetscherin. Finanzprüferin. Man musste nur aufpassen, wem man was erzählte.

Und natürlich Details. Es waren immer die Details, die überzeugten und von den offenen Geheimnissen ablenkten. Wie eben die blütenweiße Haarschleife von ihren Augenringen.

Françoises Mutter log nie, und das war ein weiterer Teil des Problems. Sie sagte den Leuten, was sie dachte, was sie

fühlte, sie verbarg ihre Talente nicht, und die waren den meisten unheimlich. Françoises Mutter konnte einen Haufen heruntergefallener Zahnstocher anschauen und sagte: 87, und es stimmte. Sie sah der Dubois ins Gesicht und sagte: FN-Wählerin. Sie guckte auf eine bestimmte Art, und die Leute erzählten ihrem kornblumenblauen Blick die ungeschönte Geschichte ihres gescheiterten Lebens. Ihre Mutter besichtigte Françoises dunkelbraune Augen und sagte: seine, nicht meine.

Sehr viel mehr wusste Françoise nicht über ihren Vater; es stand zu vermuten, dass er nicht mal wusste, dass es sie gab.

Im Alphabet vor Problem: Probiertglas.

Das war aber nicht wichtig.

Wichtig war, dass es auch gute Wochen gab. Wichtiger war, ihnen nicht zu trauen. Am allerwichtigsten: dass ihnen niemand draufkam.

Das wusste Françoise ganz genau, aus all den Büchern der Schulbibliothek, die sie heimlich gelesen hatte, still vor der Wohnung im kalten Treppenhaus sitzend, während die Dubois mit ihrem nervösen Pinscher unten im Jardin du Luxembourg unterwegs war und Pippin die hellen Wege mit seinem Dünnpfiff bekleckerte. Wenn Françoise draußen vor der Tür noch ein wenig wartete, nur ein klein wenig, eine winzige Stunde, bevor sie hineinging, um zu schauen, ob ihre Mutter wieder mit Hut und sonst nichts am Leib in einer leeren Raviolidose rührte, dann war es fast, als ob Françoise die Zeit anhalten konnte. Und in dieser angehaltenen Zeit, da beriet sie sich mit den Büchern über das Leben. Sie durfte jede Woche fünf Bücher aus der Bibliothek mit nach Hause nehmen, aber nie welche für

Erwachsene, selbst wenn sie eine gute Mathenote hatte. Sie las sie alle und versteckte sie hinter der nicht mehr benutzten Revisionsklappe der Schornsteinfeger an der Stiege zum Dachboden und den ehemaligen *bonne*-Zimmern. In denen jetzt Tauben in einer Wohngemeinschaft mit jenen Büchern lebten, die Françoise für ein paar Cents auf Flohmärkten kaufte und in der Kammer hortete.

Die Bücher hatten ganz klar, wenngleich auch in unterschiedlicher Weise, gesagt: Wenn man ihnen daraufkam, würde sie, also Françoise, in ein Heim geschafft werden, oder, wie die älteren unter den Büchern es gern schauderhaft nannten: Erziehungsanstalt. Und ihre Mutter in eines dieser weißen Häuser, und von da an gehörte einem das eigene Leben nicht mehr. Man war entweder den allerliebsten, aber hilflosen, oder den böartigsten und machtvollsten Leuten ausgeliefert. Ganz normale kamen bei so was nicht vor. Das hatte Françoise von *Oliver Twist*, von *Deutschstunde* und *Krabat* erzählt bekommen. Und sie hatte eine Regel: Wenn drei Bücher ungefähr dasselbe meinten, stimmte es.

Nun aber waren bald Ferien, ein endloses Meer an Sommertagen. Was hieß, Françoise müsste die winzige Lese- stunde irgendwo im Tag verstecken, in der ihr Fernbleiben nicht auffiel. Auch das Danach bereitete Françoise Sorgen. Sie würde nicht mehr in die Grundschule, sondern ins Collège gehen müssen, hätte Mittwochnachmittag nicht mehr frei und würde täglich zwei Stunden länger in der Schule bleiben. Das waren deutlich mehr Zeitfenster, durch die ihre Mutter entkommen und das, was nach Probiertag im Alphabet kommt, machen würde.

Aber wer weiß: Vielleicht waren es ja mal wieder gute Wochen.

Wenn ihre Mutter ihren schwarzen Chanel-Hut mit Schleier trug, war es kein guter Tag, und er wurde selten besser. Trug sie ihren gelben Hut mit dem Obstgesteck, war sie unternehmungslustig, und eine helle Phase konnte sich danach entfalten. Wie eine dieser merkwürdigen Blumen, die sehr kurz, aber sehr prächtig blühen. In diesen hellen Wochen waren sie mal ans Meer nach Deauville gefahren, von Saint-Lazare im Zug, und mit einem riesigen aufblasbaren Einhorn, das ständig mit einem Plastiklachen quietschte, wenn man es bewegte. Ihre Mutter wäre so gern im Meer geschwommen, traute sich aber nicht, und schloss sich in ihrem Zimmer ein.

Sie hatten im Kaufhaus Lafayette bei dem putzigen kleinen Asiaten hinter den Haushaltswaren Dim-Sums aus dampfenden Stapelkörbchen gegessen, bis sie fast platzten, und ihre Mutter hatte ihr die Tricks mit den Stäbchen gezeigt. Ihre Mutter hatte Françoise auch die Geheimnisse der Häuserfassaden von Paris offenbart, und sie waren Hand in Hand durch die Gegend gestolpert mit in den Nacken gelegten Köpfen und hatten nach Karyatiden und Atlanten gesucht. Steinerne Frauen und Männer, näher am Himmel als am Boden, am liebsten mochte ihre Mutter den bizarren Engel in der Rue de Turbigo. »Schau mal, alle denken, sie hat ein Geldtäschchen dabei. Aber wozu brauchen Engel Geld? Daran merkt man übrigens, dass wir keine sind, Frankie: Wir haben so viel Geld, dass wir keine Heiligen sein können.«

Sie waren durch Paris gestromert, und ihre Mutter hatte die Preisaushängeschilder der Friseursalons studiert und Françoise erklärt: »Das ist der Arroganzindex. Du musst nach dem Preis für Koloration schauen. Alles unter fünfzig

Euro bedeutet, hier sind die Leute arm, aber meistens freundlich. Je höher die Haarfärbepreise, desto mehr Arroganz.« In ihrem Viertel kosteten allein Strähnchen hundertzwanzig.

Ihre Mutter wusste so vieles, aber woher, wusste Françoise nicht. Und auch nicht, ob es wahr war.

Aus Büchern jedenfalls hatte sie all das nicht, sie las nie und hatte nicht mal, wie viele andere Erwachsene, Bücher wenigstens als Dekoration herumstehen, um sich den Anstrich von Belesenheit zu geben.

Und warum ihre Mutter Frankie zu ihr sagte und nicht Françoise, so, wie die Sagan mit Vornamen hieß, das wusste Françoise auch nicht. Die, die Sagan noch nicht lesen durfte, es aber dennoch gewagt hatte, in *Bonjour Tristesse* zu spinksen, als die Bibliothek der Schule kurz vor Ferienbeginn renoviert wurde und ein Teil der Erwachsenenliteratur unbeaufsichtigt im Flur zu den Kopierräumen gelagert worden war. Und Françoise las schnell, meist schaffte sie eine Seite pro Minute. Aber nur, wenn sie dabei versuchte, ihre Stimme im Kopf auszuschalten, die sonst immer mitsprach, wenn sie las.

Cécile war Françoise in den gestohlenen Leseminuten zu einer fernen großen Schwester auf südlichen Reisen geworden. Sie hätte sich gern länger mit ihr besprochen, aber da kam schon die Bibliothekarin, Madame Herodot, nahm ihr den Roman aus der Hand und meinte: »Das ist nichts für dich.«

»Warum?«

»Da geht es um Sachen, die ...« Madame Herodot hatte nach Adjektiven gesucht, und beinahe hätte Françoise ihr welche aus ihrem Lieblingsrepertoire zur Verfügung gestellt.

Lasziv? Obskur? Betriebsstörend?

Aber bei manchen Erwachsenen musste man aufpassen, nicht allzu naseweis zu sein. Dann schöpften sie sofort Verdacht und schickten einen zur Schulpsychologin.

»... die Erwachsene beschäftigen. Sei froh, dass du solche komplizierten Probleme nicht hast.«

Françoise hatte ernst genickt.

»Ja, da bin ich froh«, hatte sie gewachträumt und bei einer der übernächsten Gelegenheiten bei einem der Bouquinisten an der Seine nach dem Buch gefragt. »Für meine Schwester zum Geburtstag, sie heißt auch Cécile und studiert komparative Linguistik des ausgehenden 20. Jahrhunderts.«

Sie hatte eine angegilbte Taschenbuchausgabe mit Stockflecken erstanden, für sagenhafte drei Euro.

Als sie das Buch behutsam in ihre Schultasche steckte, hatte der Bouquinist noch was gesagt. Es war wichtig, vielleicht sogar wichtiger, vielleicht wurde es am allerwichtigsten, je länger Françoise am Ufer dieses Ferientagezeans stand und darüber nachdachte, wie sie ihre Mutter endgültig und allerwahrhaftigst retten könnte. Und es hatte ihr da auch fast nichts mehr ausgemacht, dass er sie duzte, was Françoise ansonsten nicht angemessen fand, nur weil sie gerade noch elf, sogar fast zwölf war.

»Wenn du 'ne schönere Ausgabe haben willst, geh mal runter zur Literarischen Apotheke bei Jean Perdu. Der hat auch Erstausgaben, frisch aus dem Ei gepellt. Musst halt dein Taschengeld aufstocken lassen, kleine Mademoiselle. Aber so 'ne große Schwester, die isses bestimmt wert.«

Françoise hatte nachgefragt, also wirklich: eine Pharmacie Littéraire? Ernsthaft? Wie das denn ginge? Brauchte

man da ein Rezept? Konnte da jeder hingehen? Mit jeder Sorte Krankheit?

Schulterzucken, »Ist nicht jedes Buch auch eine Aspirin für die Seele?«, aber Françoise kannte sich mit Aspirin nicht aus. Nur mit Tianeptin, Dalcipran, Esketamin; außerdem Normodorm und noch ein paar anderen Sachen, deren Beipackzettel sie studiert und in der Bibliothek nachgeschlagen hatte.

Der Bouquinist hatte eine vielversprechendere Kundin erspäht, hielt sich nicht länger mit einer gekämmten Schülerin auf und meinte nur noch: »Manchmal gibt's halt Zustände, da weiß keiner weiter, außer Jean Perdu. Der verschreibt dann ein Buch aus seinem Bücherschiff oder zwei oder fünfzehn, und danach geht's wieder, frag mich nich, wie das funktioniert, ich fühl mich jedenfalls auch immer besser nach einer Dosis Henry Miller, das kann ich dir sagen.«

Das sagte Françoise nun rein gar nichts, aber was sie verstand, war, dass auch sie sich besser fühlte bei manchen Büchern als bei anderen. Leichter. Zuversichtlicher. Als ob ihr alles schon gelänge, wenn sie nicht den ganzen Berg anschaute, sondern immer nur den nächsten Schritt.

Sie war dann innen drin warm und weit und hatte erfahren, dass in ihr Gedanken und Wünsche wohnten, die »richtig« waren. Sie dachte dieses »richtig« in Anführungszeichen, weil es nicht das »richtig« aus richtig und falsch war, also *recht und unrecht* und *vorschriftsmäßig*. Auch nicht das richtig, was die Dubois so alles fand, was sich gehörte, *anständig*, aber Leute von woanders damit nicht meinte, was Françoise empörte. Auch nicht das richtig – *korrekt, fehlerlos* – aus dem Übungsheft in Mathe.

Anderes Wort für richtig: Wahrhaftig. Fürwahr. Waschecht.

Sie fühlte sich waschecht. Dass es okay war, so zu sein, wie sie war. Weder vorschriftsmäßig noch anständig noch fehlerlos.

Und dieser Monsieur Perdu in seiner Literarischen Apotheke, der konnte also machen, dass man sich nicht nur waschecht fühlte. Sondern dass es dann »wieder ging«, und zwar bei Zuständen, wo keiner weiterwusste, und das beschrieb den Zustand ihrer Mutter aus Françoises Sicht ziemlich genau.

Françoise wusste jedenfalls nicht weiter, wie sie die Sommerferien überstehen sollte und das Danach, und nach dem Danach außerdem den Rest ihres Lebens.

Weil, ganz manchmal, da sorgten Bücher dafür, dass sich Françoise eben nicht »richtig« fühlte, sondern völlig an der falschen Stelle. Und dass sie gern woanders sein wollte und das andere *Wort im Alphabet, das nach Probiierglas kommt* haben. Bei der Familie Weasley wohnen und aufpassen, keine Popelbonbons zu essen, die einem die munteren Zwillinge unterjubelten. Oder beim Alm-Öhi. Oder die Kindliche Kaiserin retten, Françoise hätte Dutzende Namen für sie. Oder die imaginäre Cécile abhalten, dumme Sachen aus Langeweile und Eifersucht anzustellen, wie eben so eine altkluge kleine Nervschwester es machen würde, wenn ihre große Schwester Hormone hat.

Immerhin gab es Schiller. Schiller war eine Tierheimkatze, und ihre Mutter hatte Françoise vor zwei Jahren einen Weidekorb hingestellt mit einem zerzausten schwarzen Kater. »Und, freust du dich?«

Da hatte Françoise ihn Schiller genannt.

»Ist das einer deiner Lehrer?«, hatte ihre Mutter gefragt, und Françoise hatte nach einer Weile stumm genickt.

Am Ende ihrer hellen Wochen tat ihre Mutter meist etwas exemplarisch Kolossales. So waren sie nicht nur zu einer Katze namens Schiller gekommen, sondern auch zu einem Zimmer voller Staffeleien und Farbe, in der Tiefgarage stand ein nie gefahrenes Jaguar Coupé XJS von 1991, und in der Haushaltskammer wohnten fünf automatische Saugroboter. Die Morlocks. Mit denen hatte sich Schiller nicht verstanden, da sie ihm in Formation durch die Flure nachgebrummt waren und nach seiner Schwanzspitze schnappten.

Die letzten Tage vor den großen Ferien im Juli waren an der Elementarschule wie kleine Vorferien, vor allem für jene, die nach der Sommerpause nicht mehr zurückkehren würden. Und so war es Françoise möglich, zwei Stunden früher als sonst zu entweichen, bevor ihre Mutter mit ihr rechnete, um in den Champs-Élysées-Hafen zu pilgern und sich diese Literarische Apotheke mal näher anzuschauen.

Sie postierte sich auf der Pont Alexandre III und stützte das Kinn auf ihre Fäuste, beäugte dieses Bücherschiff, ein umgebauter Frachtkahn mit einem beeindruckenden, riesigen Bullauge zur Flusseite. In der Bibliothek hatte sie einen Computer-Terminal benutzen dürfen und hatte sich diesen Literarischen Apotheker angesehen, der Videos von Büchern machte, eine »Sprechstunde«, und dabei erklärte, bei welchen Infektionen des Gemüts was geeignet war. Françoise mochte Monsieur Perdus Gesicht, es war ruhig und melancholisch und ein kleines bisschen schön, aber eben nicht so schön, dass sie misstrauisch wurde. Sie mochte seine Stimme. Er war sicher, wenn er über Bücher sprach, aber darunter nahm Françoise die Wackeligkeit wahr, die sie kannte, wenn sie vor der Klasse stehen und irgendeinen

Laut aus ihrem Mund kommen lassen musste. Es war zum Sterben scheußlich.

Madame Herodot hatte »Pscht!« gemacht, und Françoise hatte »Pardon« getüstert und die Literarische Sprechstunde weiter ohne Ton angesehen. Seine Hände streichelten die Bücher. Ganz vorsichtig. Als ob sie lebten. Taten sie ja auch, nur war das den wenigsten bekannt, dachte Françoise und wusste gar nicht, warum sie so was dachte.

Danach hatte sie rumgeklickt und einen Artikel gefunden, in dem der ehemalige Präsident über Jean Perdu sprach, uiuiui, der Präsident hatte also auch mal Zustände gehabt. Und dann noch einen Artikel von der Wiedereröffnung im Jahr 2016, nach zwei Jahren Absenz. Also war der Buchapotheker mal weg gewesen und dann wieder da, gut, darum konnte sie sich jetzt nicht kümmern, was er beim Wegsein alles erlebt hatte.

Was Françoise jetzt noch fehlte, war die Expedition in diese Literarische Apotheke, um ganz sicher zu sein. Sie würde lügen, aber nicht zu viel, nur gerade so, dass man ihr nicht draufkam. Ja, sie würde sich eine Maladie ausdenken müssen, um ihn zu testen. Vielleicht war dieser Monsieur Perdu einer, der ihre Mutter heil machen konnte.

Kapitel 2

Françoise

Guten Tag, mein Name ist Françoise Bellanger, und ich benötige literaturmedizinische Beratung.«

Das war der Satz, den sich Françoise für den Einstieg zurechtgelegt hatte. Außerdem hatte sie sich ihre derzeitigen zehn Lieblingsbücher angesehen, eigentlich elf, weil *Wer die Nachtigall stört* unerreichbar gut war, aber *Oliver Twist* auch, und diese beiden sich den ersten Platz teilten. Also jedenfalls in diesem Semester des Jahres 2017. Sie führte Buch, ihr Lesejournal lag oben in der Bücher-Tauben-WG. Bei *Oliver Twist* hatte Françoise der Buchhändler gefallen, der erste wirklich anständige Mensch nach elf Kapiteln. Bis dahin war alles einfach zum Heulen gewesen, und die meisten Probleme hatten Leute gemacht, die wichtig sein wollten. Also diese zehn bis elf Bücher, ihre Lieblingsbücher, wenn sie die auf bibliothераapeutische Gründe hin untersuchte (sie hatte das Wort nachgeschlagen, es kam dem, was dieser Monsieur Perdu da machte, recht nah), dann wäre die Diagnose ihres Leidens... tja ... also ... Gerechtigkeitsfimmel vielleicht?

Françoise hatte nie darüber nachgedacht, ob sie ein Leiden hatte, denn ihre Mutter hatte eindeutig eine halbe Tril-

lion, aber sie selbst, Françoise? Ihr ging's doch, na, ja, es ging halt.

Und was waren überhaupt anerkannte Leiden im literaturpharmazeutischen Gewerbe? Sie hatte nirgends eine Liste aufreiben können, nicht mal auf der Webseite der Weltgesundheitsorganisation.

Ihr sank das Herz, tief wie die Nemo.

Aber es nützte ja nichts. »Für England«, flüsterte sie sich Mut zu und rannte mit rutschenden Kniestrümpfen hinunter zu dem Bücherschiff und sprang in vollem Lauf durch das Schott und hinein in seinen Bauch, Jonas und den Wal-fisch im Kopf.

»Ah«, machte eine unglaublich leuchtende junge Frau, als sie Françoise hereinkullern sah, und blickte von dem Kas-sentresen links neben dem Schott auf. »Du kommst ein bisschen früh. Aber wir haben heute Bücher für Jugendliche im Bücherbuffet, Jane Austen, Patrick Süskind, bisschen New Adult, nur als Vorwarnung, das Letztere wird vielleicht ein bisschen ... «

»Obskur?«, platzte es aus Françoise heraus, die dieses Wort wirklich liebte.

»Ja, das trifft es«, sagte die unglaublich leuchtende Frau. »Aber du bist jederzeit willkommen, und wenn's zu ob-skur wird, halt dir die Ohren zu oder ruf ›voll eklig‹.«

Françoise blinzelte mehrmals. Sie hatte damit gerechnet, dass ihr der Buchapotheker ernst und melancholisch gegen-überstünde, wahrscheinlich sogar im Weg, weil er wie alle Erwachsenen fürchten würde, Kinder seien betriebsstö-rend. Und jetzt lud diese Frau mit Augen wie Schokoladen-macarons und diesen lustigen geflochtenen Haaren mit den

klickernden Schmucksteinchen sie einfach ein, bei einem Bücherbuffet für Jugendliche »voll eklig« dazwischenzurufen? Madame Herodot hätte ihr nie gestattet, *Das Parfum* oder diesen obskuren *New Adult*-Romantikram auch nur anzufassen.

»Ich hab *Bonjour Tristesse* angefangen«, rutschte es Françoise raus. »Daran ist gar nichts eklig. Eher wie ein trauriges Spiel, das man allein spielt, weil einem sonst nichts einfällt. Wie an Schorf rumknibbeln. Es tut weh, aber es ist auf eine Weise schön. Und man kann es nicht lassen.«

»Dope«, sagte die junge Frau. »Recht hast du.«

Sie schwiegen. Françoise war es nicht gewohnt, dass jemand ihr sagte, dass sie recht hatte. Und kein »Aber«. Wenn einer was Nettes sagte und danach ein »Aber« kam, konnte man alles vor dem »Aber« streichen, so viel wusste Françoise.

Verlegen sah sie sich um. Das waren ganz schön viele Bücher, aber sie schienen weder nach Genre noch nach Alter der Lesenden geordnet zu sein. Gar nicht wie in der Schulbibliothek. Da standen die Klassiker artig zusammen, und die Bücher für Kinder waren von denen für Jugendliche und für Erwachsene streng getrennt, als ob sie Masern hätten. Hier war *Oliver Twist* im selben Regal wie *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* und ein Buch, das hieß *Alles, was wir geben mussten*. Sie verrenkte sich den Kopf, um den wirklich schwierigen Namen zu entziffern. Ishiguro?

»Und jetzt?«, fragte die leuchtende Frau.

Françoise wog innerlich ab, was sie dringender fragen wollte: Wo ist Monsieur Perdu?, oder: Warum stehen diese Bücher zusammen?, oder: Wer ist Ishiguro? Aber da sie nicht wusste, wie man den aussprach, entschied sie sich für: »Warum stehen diese Bücher zusammen?«

- »Sie helfen beim Weinen.«
»Geht das nicht von allein?«
»Bei manchen Menschen nicht.«
»Warum?«

»Vielleicht, weil sie es sich so lange verboten haben, dass sie nicht mehr wissen, wie es geht. Oder weil sie fürchten, sie hören dann nie wieder auf. Oder weil sie innerlich ganz versteinert sind. Und nicht mehr den Stein im Bauch herumtragen wollen. Vielleicht, weil er gar nicht ihrer ist. Manchmal geben die Alten den Jungen ihre Bauchsteine weiter. Angststeine, Leistungssteine, Makelsteine, so was.«

Da sprach diese junge Frau mit ihr, als sei Françoise eine Erwachsene! Und sagte derweil so herrlich ominöse Dinge!

Worte im Alphabet vor ominös: Omelette, Omen, Omi.

Es gab in Françoises Leben keine Omi, und Bücher gaben über diese Spezies unterschiedliche Auskünfte. Backen zu können schien eines der typischen Merkmale zu sein. Manchmal dachte Françoise, ihre Mutter hatte sich eines Tages von selbst materialisiert. Wie das Universum. Es gab keine Omi, keinen Opi, keine Geschwister, und Mamas Freunde: tja. Die materialisierten sich auch, aber nur in der Fantasie ihrer Mutter.

- »Was ist denn ein Makelstein?«
»Wenn man denkt, alle anderen seien besser in allem.«
»Sind Sie auch eine Literarische Apothekerin?«, fragte Françoise. »Wie Monsieur Perdu? Ich hab ihn im Video gesehen.«
»Sag ruhig Du, wir sind ja fast aus derselben Dose. Ich bin Pauline. Buchapothekerin in Ausbildung.«
»So was kann man werden?«
»So was kann man werden.«